

Augustinus Rösch, ein Leben im Widerstand

Anfang April 1943 kehrte Eugen Gerstenmaier (1906–1986) von einem Besuch in Rom nach Berlin zurück und überbrachte seinem Freund Helmuth James von Moltke diese Nachricht: Rösch sei „der stärkste Mann im Katholizismus in Deutschland“, d.h. im Widerstand¹. Gerstenmaier referierte darin wohl die Einschätzung von Jesuitenpater Robert Leiber (1887–1967), damals Professor für Kirchengeschichte an der Päpstlichen Universität Gregoriana und Berater Papst Pius' XII. P. Leiber war mit P. Rösch befreundet und fungierte sozusagen als sein römischer Kontaktmann zum Vatikan. Man kann zwar über die Richtigkeit dieses Urteils anderer Meinung sein, wie etwa Ludwig Volk², dennoch steht fest, daß Augustinus Rösch, seit 1935 Provinzial der Oberdeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu, von Anfang 1941 an eine Schaltstelle des kirchlichen Widerstandes in Deutschland gewesen ist und daß er in der ihm eigenen Strategie und Taktik sowohl die Mitglieder des Jesuitenordens und die katholische Kirche zu verteidigen als auch mit aller Entschiedenheit sich gegen die Übergriffe der Gestapo zur Wehr zu setzen versuchte. Gemessen an seiner kirchenpolitischen Bedeutung ist er³ bedauerlicherweise nur wenig in der zeitgeschichtlichen Forschung bekannt, noch viel weniger beim katholischen Volk, das ihn allenfalls noch mit dem Exegeten Constantin Rösch OFM (1869–1944) verwechselt, der eine deutsche Übersetzung des Neuen Testamentes verantwortete.

Kindheit, Krieg, Ausbildung im Jesuitenorden

Die entscheidenden Prägungen des Augustinus Rösch lassen sich leicht benennen: die katholische Kindheit, das Erleben des Ersten Weltkriegs und die Ausbildung im Jesuitenorden. Rösch wurde am 11. Mai 1893 als zweites von sechs Kindern in der Familie des Lokomotivführers Philipp Rösch in Schwandorf geboren. Er hatte tieffromme, gläubige Eltern, und der Gang zur Kirche, mit dem Laternlein im Advent, wird ihn noch im Alter rühren. Damit die Kinder, vor allem die Tochter, eine angemessene Ausbildung erhalten konnten, zog die Familie nach Rosenheim im Chiemgau.

Zwei Schicksalsschläge trafen die Familie Rösch: Im Jahr 1903⁴ starben innerhalb von vierzehn Tagen zwei seiner Geschwister. Deshalb wurde Augustinus besonders der Muttergottes anvertraut, sozusagen geschenkt. Es ist nicht ausge-

schlossen, daß diese Nachricht von seiten seiner Mutter, sie habe ihn besonders Gott geweiht, für ihn ein erster Impuls gewesen ist, an den Priesterberuf zu denken. Der zweite Schicksalsschlag war eine Bürgschaft, die Vater Rösch für seinen Schwager übernommen hatte und die er 1908 nach dessen tödlichem Jagdunfall einlösen mußte. Die Familie Rösch verlor dabei ihr ganzes Vermögen: „Goldstücke mußten hingelegt werden“, hieß es in der Familientradition.

Der junge Rösch siedelte deshalb 1908 an das humanistische Gymnasium in Freising über und lebte dort eigentlich unbeachtet im erzbischöflichen Knabenseminar, wegen der finanziellen Situation der Familie Rösch bald von jedem Internatsgeld befreit. Seine Leistungen entsprachen offensichtlich nicht ganz den Erwartungen, die er aufgrund seiner forschenden Art weckte. Trotzdem schloß er am 13. Juni 1912 seine Gymnasialzeit mit einem guten Abitur ab.

Am 14. September 1912 trat er in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein, das wegen des bismarckschen Jesuitengesetzes in Tisis bei Feldkirch in Vorarlberg lag. Sein Vater war zuerst über die Berufswahl seines Sohnes nicht beglückt: Warum mußte er denn zu den Jesuiten gehen, die in Deutschland verboten waren? Doch am Ende stimmte der Vater froh und zufrieden diesem Schritt seines Sohnes zu.

Im Noviziat litt Rösch nicht nur unter dem Wetter, dem Föhn, sondern auch unter dem Novizenmeister, der wohl fromm, aber für ihn zu wenig herzlich war, weil er offenbar seine Zuneigung zu den Novizen nicht zu zeigen vermochte. Das Ende des Noviziats am 13. September 1914 fiel fast mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs zusammen – für Rösch eine Zeit, in der er großen Mut zeigte und sich für seine Kriegskameraden einsetzte.

Er sah sich damals von dem Vorwurf an die Adresse der Katholiken persönlich getroffen, sie seien keine Patrioten und nicht vaterländisch gesinnt. Solche Vorwürfe galten nicht zuletzt einer internationalen Ordensgemeinschaft wie dem Jesuitenorden, die sich über die ganze Welt hin erstreckte. So ging Rösch auf jenen sanften Hinweis nicht ein, den ihm während seiner Musterung ein Arzt gab, und der, wäre Rösch darauf eingegangen, ihn als nicht-kriegsdienst-verwendungsfähig (nkv) qualifiziert hätte. Rösch hielt bereits ein solches Ansinnen für wenig ehrenvoll.

Nach der Ausbildung bewährte sich Rösch als Infanterist. Aufgrund seiner Verantwortung für andere und wegen seiner mutigen Klugheit erhielt er bald das Eiserne Kreuz II und nach dem 31. August 1918 das Eiserne Kreuz I und den Bayerischen Militärverdienstorden. Er erlitt in den vier Kriegsjahren drei schwere Verwundungen, kehrte aber immer wieder an die Front zurück. Am Ende des Kriegs hatte er den Rang eines Leutnants erreicht. Fortan wird er mit nicht geringem Stolz – zumal den Gestapobeamten gegenüber – sagen können: Ich bin Offizier gewesen. Und um diese arroganten Leute zu provozieren, trug er auch manchmal auf dem Ordenskleid das Eiserne Kreuz.

Über den Sinn des Kriegs machte er sich wenig Gedanken. Er verstand ihn als

Verteidigung des Vaterlandes, und sein Dienst mit der Waffe war für ihn eine Gelegenheit, als Katholik seine Vaterlandsliebe tatkräftig unter Beweis zu stellen. Damit wurde der Krieg jenes Feld, auf dem er erstmals seine Tapferkeit erproben konnte, die er im Kirchenkampf der Nationalsozialisten ein zweites Mal beweisen sollte.

Einige Jahre älter und gereifter durch das Erlebnis des Krieges begann Rösch kurz nach Beginn des Jahres 1919 seine philosophischen Studien in Valkenburg in Holland. Dort lag das Ignatiuskolleg, das Ausbildungshaus der Jesuiten, infolge von Bismarcks Jesuitengesetz jenseits deutscher Grenzen.

Die philosophische Ausbildung mit Vorlesungen, Seminaren und Disputationen, zumal in der neuscholastischen Philosophie, dauerte drei Jahre von 1919 bis 1921. Rösch war ein fleißiger Student, doch gewiß kein Intellektueller. So fand er nur wenig Freude am Studium philosophischer Wahrheitssuche. Nach Abschluß dieses Lebensabschnittes wurde er – wie in der Ausbildung im Jesuitenorden üblich – für zwei Jahre in eine praktische Arbeit geschickt. Er wurde Erzieher im Internat des berühmten Jesuitengymnasiums Stella Matutina in Feldkirch. Seine Begabung zur Menschenführung zeigte sich schon in dieser Zeit. Als ordengeschmückter Frontoffizier weckte er die Begeisterung der Jugendlichen, was die Auswirkungen seines leicht autoritären Erziehungsstils milderte.

Als dieses praktische Intermezzo beendet war, kehrte Rösch im Herbst 1923 zu den theologischen Studien wieder nach Valkenburg zurück. Die bereits auf die praktische Seelsorge ausgerichteten theologischen Fächer fanden bei ihm großes Interesse. Am 27. August 1925 wurde er in Valkenburg zum Priester geweiht. Leider konnte niemand von seinen Angehörigen an der Feier seiner ersten hl. Messe teilnehmen. Seine Eltern waren bereits verstorben, seine Geschwister konnten wegen Grenzschwierigkeiten nicht kommen.

Nach dem Abschluß der Ausbildung begann Rösch die Arbeit als Studenten-seelsorger in Zürich (Weihnachten 1927 bis September 1928). Nach dem letzten spirituellen Ausbildungsjahr (Terziat) trat er im Juli 1928 wieder an verantwortlicher Stelle in der Stella Matutina an. Er war dort zuerst als Generalpräfekt für die Gesamterziehung aller Jugendlichen zuständig. Kaum hatte er sich in diese Aufgabe hineingefunden, ernannte ihn der Generalobere des Ordens am 25. März 1934 zum Rektor der Stella Matutina. Rösch war damit sowohl für die Schule als auch für das Internat verantwortlich.

Da sich die nationalsozialistische Bewegung auch in Österreich bereits in der Öffentlichkeit bemerkbar machte, wuchsen die Schwierigkeiten gerade bei begeisterungsfähigen Jugendlichen in der Auseinandersetzung mit den völkisch-nationalsozialistischen Ideen. Die sogenannte Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland Ende Januar 1933 hatte weitere Probleme zur Folge, weil die deutsche Regierung nicht dulden konnte, daß deutsche Jugendliche an einem Gymnasium im Ausland, also an der Stella Matutina in Feldkirch, erzogen wür-

den. Um diesem Druck zu entgehen und um die christliche Erziehung der Jugendlichen sicherzustellen, erwarben die Jesuiten die ehemalige Benediktinerabtei St. Blasien im Schwarzwald. Nach entsprechenden Umbauten konnte das Gymnasium im März 1934 mit Sack und Pack, d.h. mit 13 vollbeladenen Eisenbahnen, von Feldkirch in Vorarlberg in den Schwarzwald umziehen. Doch kurz darauf erhielt Rösch einen neuen Auftrag: Am 31. Juli 1935 wurde er zum Provinzial der Oberdeutschen Provinz mit Sitz in München ernannt. Rösch war am Tag seines Amtsantritts, am 15. August 1935, 42 Jahre alt. Er war am wichtigsten Ort seines Lebens angekommen.

Provinzial der Oberdeutschen Jesuitenprovinz

Vier Monate zuvor hatte die Politische Polizei in München am 23. April 1935 eine geheime Anordnung mit dem Inhalt erlassen: Da die Jesuiten in scheinwissenschaftlichen Vorträgen „die weltanschaulichen Grundlagen des Nationalsozialismus einer äußerst gehässigen Kritik unterziehen, die nichts weiter ist als eine mehr oder weniger versteckte Hetze“⁵, ist ihrem Auftreten erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen, und über ihr Auftreten ist laufend sofort zu berichten. Damit begann die Observation der Jesuiten durch die Gestapo.

Ein erstes Opfer dieser Anordnung wurde P. Josef Baumann (1905–1997), der in Keilberg, einem Bauerndorf im Spessart, am 28. Juli 1935 in einer Predigt gesagt hatte, durch Alfred Rosenbergs „Mythus“ seien die Katholiken zu Bürgern zweiter Klasse geworden. Engagierte Anhänger der SA zeigten P. Baumann an, und am 7. Oktober 1935 wurde sein Fall am Oberlandesgericht Bamberg verhandelt. Er erhielt als Strafe wegen Verletzung des Kanzelparagraphen fünf Wochen Gefängnis, die er im Strafgefängnis Bamberg absitzen mußte. Damit war eine erste Signal der kommenden Verfolgung gesetzt.

1936 nahm auch der langjährige Konflikt zwischen P. Rupert Mayer und der Gestapo in München seinen Anfang. P. Mayer, der Münchner Männerseelsorger, war seit 1912 die lautstarke Stimme der Katholiken in München, nicht nur auf der Kanzel von St. Michael, sondern besonders auch bei allen Rednerveranstaltungen, bei denen eine Diskussion zugelassen war. Rupert Mayer vertrat ohne Furcht seinen katholischen Standpunkt, immer unterstützt von seinen am Ende 3000 Männern der Marianischen Männerkongregation und von seinen treuen Kameraden aus dem Ersten Weltkrieg. P. Mayer wurde am 8. Mai 1936 das erste Mal vom Staatsanwalt in München verwarnt: eine Anordnung, die das Justizministerium in Berlin verfügt hatte. P. Mayer ließ sich davon nicht beeindrucken. Er predigte wieder und übte weiterhin seine Kritik am nationalsozialistischen Staat in drei Bereichen: erstens an der Schulpolitik der Nationalsozialisten, die im Konkordat vom Juli 1933 zwar die Bekenntnisschule zugesichert hatten, nun aber mit priva-

ten Vereinen und mit anderen Winkelzügen sie abzuschaffen versuchten; zweitens an der publizistischen Ausschlichtung der sogenannten Sittlichkeitsprozesse⁶ (P. Mayer bedauerte ausdrücklich das Verhalten der Ordensleute, wies aber auf, daß es nur darum gehe, das Ansehen der Ordensleute bei den Katholiken herabzusetzen; am Ende fügte er sarkastisch an, die Nationalsozialisten sollten vor ihrer eigenen Türe kehren); drittens die Kritik an der nationalsozialistischen Presse, die er schlechthin „Schmutz“ nannte, zumal sie die Ehre der Menschen herabsetze, ohne eine Chance auf Rehabilitierung zu geben.

P. Mayer wurde am 5. Juni 1937 von der Gestapo verhaftet, weil er sich – auch im Gehorsam gegenüber seinem Provinzial – nicht an das am 7. April 1937 verhängte Predigtverbot gehalten hatte. Mayer wurde nach Vorlage eines Haftbefehls in das Gefängnis Stadelheim am Perlacher Forst in München gebracht und erwartete dort gelassen seinen Prozeß vor dem Sondergericht München. Der Prozeß fand am 22. und 23. Juli 1937 im Justizpalast statt und endete mit einer Haftstrafe von 6 Monaten wegen Verletzung des Kanzelparagraphen und wegen Verstoßes gegen das Heimtückegesetz. Mayer nahm das Urteil mit Dank an, weil er es für gut erachtete, für den christlichen Glauben zu leiden.

P. Rösch hatte allerdings mit der Gestapo – ohne Verabredung mit P. Mayer – die Vereinbarung getroffen, P. Mayer werde einige Zeit nicht mehr predigen. Deshalb wurde er nicht sofort von der Gestapo unter der Tür des Justizpalastes in Schutzhaft genommen, sondern konnte in Freiheit nach Hause gehen. Als P. Mayer diese Taktik von P. Rösch durchschaute, litt die alte Freundschaft zwischen den beiden durch den Krieg geprägten Männern einen nicht geringen Schaden. Doch P. Rösch hatte sich auf diesen offensichtlichen Kompromiß nur deshalb eingelassen, weil er P. Mayer vor der Einlieferung in das KZ Dachau bewahren wollte.

Bald sollte der Kurs der Gestapo gegen die Jesuiten eine härtere Gangart annehmen, motiviert durch die Informationen des „Leitheftes über den Jesuitenorden“⁷, das im August 1937 vom Reichssicherheitshauptamt in Berlin für den Dienstgebrauch veröffentlicht worden war. In ihm war nicht nur die Geschichte und die Bedeutung des Jesuitenordens – wohl von einem ehemaligen Priester – präzise erarbeitet worden, sondern es waren auch die Namen aller deutscher Jesuiten, ihr Aufenthaltsort und ihre Tätigkeit aufgeführt. Infolgedessen konnten die Jesuiten nicht mehr damit rechnen, unentdeckt im Dritten Reich arbeiten zu können. Am Ende des Textes wurde den Jesuiten ein Kampf angesagt, der sie in dieser Härte in Deutschland erstmals treffe.

So flammte die Auseinandersetzung mit P. Mayer erneut auf, zumal er wieder zu predigen begonnen hatte. Vom 15. Januar 1938 an mußte er seine Haftstrafe im Gefängnis Landsberg absitzen. Durch eine Amnestie anläßlich der „Heimkehr Österreichs ins Deutsche Reich“ wurde sie abgekürzt. P. Mayer wurde früher entlassen, allerdings begleitet von den Wünschen des Kardinals und des Provinzials,

er solle eine Zeitlang nicht mehr predigen. Auch die Befolgung dieser Anordnung bewahrte ihn nicht lange vor den Zugriffen der Gestapo. Als die Gestapo P. Mayer im Umfeld der monarchistischen Bewegung um den Freiherrn Adolf von Harnier⁸ entdeckte, wurde er wiederum im Wittelsbacher Palais inhaftiert und dann am Tag vor Weihnachten 1939 ins KZ Sachsenhausen überführt. Die unausgesprochene Begründung lautete: Man wollte vor ihm seine Ruhe haben. Als man nach einem halben Jahr im KZ um seine Gesundheit fürchten mußte, ordnete der Reichsführer SS Heinrich Himmler an, P. Mayer am 7. August 1940 nach Bayern zu bringen. Nur den Ort konnte Prälat Johann Neuhäusler mitbestimmen. Die Bedingungen seines Aufenthaltes in Kloster Ettal wurden unmittelbar vom Reichssicherheitshauptamt diktiert: keine Kontakte zur Außenwelt, keine Predigten, keine Beichten. Der Kommentar P. Mayers lautete: „Lebend ein Toter“. Diese sogenannte „Konfinierung“, die von der Gestapo überwacht wurde, dauerte bis zum Ende des 2. Weltkrieges, also fast fünf Jahre. P. Rösch stand mit ihm in diesen Jahren – zumal durch seine Ärztin Berta Hofmann (1896–1982) – in regelmäßigem Kontakt.

In einem Briefwechsel zwischen dem Reichskirchenministerium und der Gestapo wurde 1939 und 1940 verhandelt, ob man den Jesuitenorden in ganz Deutschland auflösen solle, indem man damit in der „Ostmark“ (Österreich) beginne. Doch Hitler entschied im Juni 1940, daß von einem solchen Verbot der Jesuiten in der Ostmark abzusehen sei. Er wollte sowohl den „Burgfrieden“ erhalten wie auch die Schlagkraft der Armee im Krieg nicht durch Vorfälle in der Heimat schwächen⁹.

In diesen Jahren hatte Rösch immer rasch auf die Verhaftungen und Übergriffe der Gestapo reagiert. Etwa hundert Mal hatte er in der Höhle des Löwen an Ort und Stelle Beschwerde bei der Gestapo eingelegt, Klage geführt und Zutritt zu den verhafteten Mitbrüdern gefordert. Manche Übergriffe konnte er deshalb abwehren, weil er auf geheimen Kanälen vorinformiert worden war. Riskante Kooperationen gab es damals auch zwischen Jesuiten und christlichen Mitarbeitern in den Partei- oder Gestapoämtern. Verhaftungen konnten vereitelt und die Häuser auf Haussuchungen hin gleichsam „präpariert“ werden.

Diese Situation änderte sich für Rösch grundlegend, als 1941 der sogenannte „Klostersturm“ einsetzte, in dem im Lauf des von Martin Bormann inszenierten Anschlags auf die Klöster am Ende 200 Klöster im Großdeutschen Reich beschlagnahmt, enteignet und die Ordensleute oft bei Nacht und Nebel vertrieben worden waren. Nun reagierte P. Rösch nicht mehr nur, sondern agierte konspirativ – und dies auf zwei Schienen: kirchenpolitisch im Ausschuß für Ordensangelegenheiten bei der Deutschen Bischofskonferenz und politisch in der Widerstandsgruppe um den Grafen Helmuth James von Moltke, dem Kreisauer Kreis.

Im Ausschuß für Ordensangelegenheiten bei der Fuldaer Bischofskonferenz

Diese kleine Gruppe von Männern, die sich 1941 bildete, setzte sich zusammen aus: P. Laurentius Siemer, Dominikanerprovinzial, P. Odilo Braun, Dominikaner und Sekretär der Superiorenkonferenz, P. Lothar König, Jesuit und Professor, P. Augustinus Rösch und Georg Angermaier, Jurist und Justitiar der Würzburger Diözese. Diese fünf faßten als gemeinsame Reaktion auf das Unrecht des Klostersturms zwei Ziele ins Auge: erstens die Ordensleute zu einem gemeinsam verabredeten Verhalten gegen die Übergriffe der Gestapo zu bewegen. Diese Absicht wurde durch Richtlinien zu sichern versucht. Sie beschäftigten sich mit der Frage, ob man nicht einfach sagen sollte: Wir gehen nicht weg, wir widerstehen. Für diese Aktionen entwickelte sich das Jesuitenprovinzialat in der Kaulbachstraße 31a in München zur Zentrale; dort liefen alle Nachrichten zusammen, dort wurden jene Listen für die Bischöfe verfaßt, die präzise über die Übergriffe der Gestapo informierten.

Das andere Ziel bestand darin, die deutschen Bischöfe auf einen Konfrontationskurs mit den Nationalsozialisten zu bringen. Dieses Ziel suchten sie zu erreichen, indem sie Hirtenbriefe entwarfen, den Bischöfen zur Billigung vorlegten und auf diese Weise einen Einfluß in der Öffentlichkeit zu erreichen suchten. Der wichtigste Entwurf war der zum sogenannten „Menschenrechtshirtenbrief“ vom November 1941, der klar das Recht auf Leben, auf Eigentum, auf Ehre usw. einklagte und das widerrechtliche Verhalten der Nationalsozialisten anprangerte. Darin hieß es:

„Wir meinen 4. das naturgesetzliche Recht auf Leben. Ebenso wie in Deutschland jeder ohne Schuld und ohne Richter seiner Freiheit beraubt werden kann, so kann er auch ohne Schuld und ohne Richter Gesundheit und Leben verlieren. Niemand kann die Gewaltmaßnahmen der Geheimen Staatspolizei überprüfen, und niemand hindert sie, nach Belieben über Tod und Leben zu verfügen. Tausende von Geisteskranken wurden im Zuge sogenannter planwirtschaftlicher Maßnahmen des Staates getötet. Tötung von Geisteskranken, gleichviel aus welchem Grunde, ist und bleibt Mord.“¹⁰

Dieser bewundernswerte Hirtenbrief war von den meisten Bischöfen gebilligt worden. Dennoch scheiterte seine Verlesung am Veto des Kardinals Adolf Bertram in Breslau, der in der ihn bedrückenden Erinnerung an die Zeit des Kulturkampfes jede Konfrontation ablehnte und statt dessen den Kurs seiner sogenannten „Eingabepolitik“ vorzog. Am Ende wurde aus diesem nicht von den Kanzeln verlesenen Brief eine von Bischof Konrad von Preysing in Berlin erarbeitete Eingabe an die Reichskanzlei. Sie wurde mit einem Protestschreiben der evangelischen Kirche am 17. Dezember 1941 in der Reichskanzlei abgegeben und stellt die einzige ökumenische Aktivität im Dritten Reich dar. Da sie keine Wirkung zeigte, kam es zu einem weiteren Hirtenbrief, der dann im März 1942 zumindest in einigen Diözesen verlesen wurde. Auch dieser Hirtenbrief betonte wiederum das

Recht auf Leib und Leben, hob die unbestreitbare Geltung des fünften Gebots heraus und sagte klar:

„Mord bleibt Mord. Auch wenn er auf Befehl der Obrigkeit angeblich im Interesse des Gemeinwohls verübt wurde: an ... unschuldigen Geiseln und entwaffneten Kriegsgefangenen, an Menschen fremder Rasse und Abstammung, an Strafgefangenen.“¹¹

In diesen Jahre kam der Gedanke der Menschenrechte – des Naturrechts – als der Maßstab der Kritik und als Ursache des Widerstandes in die Debatte. Die Männer des Ordensausschusses halfen, diese Grundsätze bekannt zu machen. Beim letzten Hirtenbrief, beim sogenannten Dekaloghirtenbrief vom Herbst 1943, der von den Münsteraner Professoren Adolf Donders und Peter Tischleder erarbeitet worden war, leisteten die fünf wiederum die riskanten Kurierdienste, bei dem auch P. Alfred Delp einbezogen wurde. Dieser Dekaloghirtenbrief war die schärfste Äußerung der deutschen Bischöfe während der Zeit des Dritten Reiches. Darin heißt es:

„Wir deutschen Bischöfe werden nicht nachlassen, gegen die Tötung Unschuldiger Verwahrung einzulegen. Niemand ist seines Lebens sicher, wenn nicht unangetastet dasteht: ‚Du sollst nicht töten‘.“¹²

Der Hirtenbrief nannte alle heißen Themen und Probleme beim Namen, leider kam er – zumal nach dem Urteil der Nachgeborenen – einige Jahre zu spät.

Dieses Engagement des Ordensausschusses konnte der Gestapo nicht entgehen. Nach dem gescheiterten Attentat auf Adolf Hitler vom 20. Juli 1944 konnte P. Siemer kurz vor der Verhaftung aus seinem Ordenshaus entkommen. Er überlebte in einem Versteck, ebenso wie auch P. König in der Nähe von München. P. Odilo Braun und P. Rösch, der am 11. Januar 1945 in seinem Versteck östlich von München von der Gestapo verhaftet worden war, verbrachten Wochen im Gefängnis in Berlin-Moabit, Lehrterstraße 3. Beide überstanden das Ende des Dritten Reichs auf schier wunderbare Weise. Nur Georg Angermaier¹³, der am Ende des Kriegs als Soldat eingesetzt war, wurde in Berlin in einen Autounfall verwickelt und erlag auf bislang ungeklärte Weise am 27. März 1945 in einem Lazarett der SS seinen Verletzungen.

P. Rösch war der eigentliche Motor und Inspirator dieses Kreises. Er hielt strategisch und taktisch diese Gruppe zusammen, deren Wirken erst 1996 durch eine ausgezeichnete Arbeit¹⁴ gewürdigt wurde, die aber von der Zeitgeschichtsforschung noch nicht angemessen rezipiert wurde.

Im Kreisauer Kreis

Die Mitarbeit von P. Rösch in der Widerstandsgruppe um den Grafen Helmuth James von Moltke¹⁵ begann folgendermaßen: P. Rösch lernte den Grafen an einem Oktoberabend 1941 in Berlin kennen. Sie schätzten sich sofort gegenseitig

sehr, und diese Übereinstimmung war der Beginn jener jahrelangen, risikoreichen Zusammenarbeit, in die dann Rösch die Patres Alfred Delp und Lothar König eingeführt hat. So waren unter den 20 Kreisauern neben anderen Katholiken drei Jesuiten tätig.

Die Kreisauer, die sich aus unterschiedlichen Schichten und politischen Gruppierungen zusammensetzten, hatten sich die Aufgabe gestellt, für die Zeit nach dem Ende des Dritten Reichs und des Zweiten Weltkriegs zu planen und vorauszudenken. Diese Überlegungen faßten sie dann in „Grundsatzserklärungen“ zusammen.

So trafen sich die „Kreisauer“ (wie sie später von der Gestapo im August 1944 genannt wurden) dreimal auf dem Hofgut der Moltkes in Kreisau bei Schweidnitz in Niederschlesien zu großen Tagungen. Niemals waren dieselben oder gar alle Mitglieder gemeinsam versammelt. Deshalb kannten sie sich nicht gegenseitig.

Auf der ersten Tagung im Mai 1942 wurde das Thema des Staatsaufbaus und des Bildungswesens besprochen. P. Rösch referierte über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche. Er gab auch seine vielen Erfahrungen im Umgang mit der Gestapo weiter. Im August 1942 fanden dann auch jene Gespräche in München zwischen den Jesuiten und den Grafen Moltke und Peter Graf Yorck von Wartenburg statt¹⁶, die nach der Aufgabe der Kirche in dieser Terrorsituation fragten. Diese wurde so definiert, daß sie zwar nicht direkt politisch sei, daß sie aber Sorge zu tragen habe für eine menschenwürdige Lebensordnung. Dazu sollte sie alle Mitarbeitswilligen sammeln und auch alle Repressionen annehmen, wenn ihr Tun von der jeweiligen Regierung als politisch ausgelegt würde. Diese Texte sind die einzigen Reflexionen über den auch politisch relevanten Widerstand der Kirche zur Zeit der Unterdrückung¹⁷.

Das zweite Treffen in Kreisau im Oktober 1942 beschäftigte sich mit dem Verfassungsproblem, mit dem Staatsaufbau und der Wirtschaft. Daran nahm bereits P. Delp teil, der wegen seiner Kompetenz in sozialen Fragen dazugebeten worden war. Er versuchte die Grundsätze einer katholischen Soziallehre in der Linie der Sozialenzyklika „Quadragesimo anno“ von 1931 in die Gespräche einzubringen. Die dritte Kreisauer Tagung im Juni 1943 hatte als Themen die Außen- und die Innenpolitik, mit Blick auf Europa (der grundlegende Text wurde von Georg Angermaier entworfen¹⁸) und dem Ziel einer Wiederherstellung der gebrochenen Rechtsordnung.

Nach diesem Treffen brach der Kontakt unter den Kreisauern auch deshalb ab, weil Helmuth James von Moltke im Januar 1944 von der Gestapo aus anderen Gründen verhaftet worden und im KZ Ravensbrück inhaftiert war. Die Kontakte unter den einzelnen Mitgliedern wurden schwächer. Ein Teil der Gruppe trug dann das Attentat von Claus Schenk von Stauffenberg am 20. Juli 1944 auf Adolf Hitler mit. Die Münchener Jesuiten waren über dieses Vorhaben ganz unterschiedlich informiert.

Infolge des Attentats vom 20. Juli 1944 und der Verhöre durch die Gestapo entdeckte die Gestapo Schritt um Schritt den Kreisauer Kreis, seine Mitglieder und seine Verbindungen, auch zu deutschen Bischöfen, zu Bischof von Preysing/Berlin, Bischof Dietz/Fulda, Erzbischof Gröber/Freiburg und Kardinal von Faulhaber/München. So kam es zu den ersten Verhaftungen. Delp wurde am 28. Juli 1944 verhaftet. P. König und P. Rösch tauchten Ende August unter. P. König wurde in seinem Versteck nicht entdeckt. Das Versteck von P. Rösch wurde verraten, er wurde am 11. Januar 1945 verhaftet und nach Berlin gebracht. Eben an diesem 11. Januar 1945 fand der Prozeß vor dem Volksgerichtshof gegen die Kreisauer mit Verkündung der Urteile durch den Präsidenten Roland Freisler seinen Abschluß. Moltke, Delp und Franz Sperr wurden zum Tod verurteilt, die anderen erhielten lange Haftstrafen. Rösch war im Gerichtssaal zwar nicht anwesend, aber er war immer mitgemeint. Alfred Delp wurde am 2. Februar 1945 in Berlin-Plötzensee hingerichtet. Rösch kam am 25. April 1945 aus dem Gefängnis Berlin-Moabit frei und kehrte nach einem vierwöchigen Marsch durch ein verwüstetes Deutschland am 8. Juni wieder in die Kaulbachstraße zurück. Er hatte überlebt.

Er berichtete gern von seinen Abenteuern und von seinem Mut, den er im Ersten Weltkrieg bereits an der Front bewiesen hatte und legte immer großen Wert darauf, daß eigentlich er den Kontakt zwischen Jesuiten und Kreisauern hergestellt hatte. Vom Ordensausschuß redete er kaum. Im Rückblick darf man sagen: Er war in der Tat ein starker Mann im Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Seit 1941 war er an allen Aktionen beteiligt, die in der katholischen Kirche im Widerstand gegen den Nationalsozialismus unternommen wurden.

In der Nachkriegszeit

Nach einer Phase der Erholung übernahm Rösch wieder neue Ämter¹⁹, die mit einer großen sozialen und politischen Verantwortung verbunden waren. Am 1. Dezember 1946 wurde er Mitglied des Bayerischen Senats und versuchte dort durch seine Mitarbeit Gesetze zu schaffen, die einem christlichen Staat dienen konnten. Auch in diesem Gremium war er als guter Ratgeber immer hochgeschätzt. Am 1. März 1947 wurde er Landescaritasdirektor in Bayern. Er half mit bei der Betreuung der Flüchtlinge, beim Bau von Kinderheimen, bei der Beschaffung von Kinderspeisung und Nahrung für die Ärmsten. Gerade in solchen eher strategischen, organisatorischen Aufgaben war er in seinem Element. Er konnte Kontakte knüpfen, und die Tatsache, daß er im Widerstand gegen den Nationalsozialismus gestanden hatte, öffnete ihm auch Türen bei den Besatzungstruppen.

Sein Tod im November 1961 kam unerwartet. Wegen Bauchschmerzen wurde er untersucht, man vermutete eine Blinddarmentzündung. Aber Rösch hatte fort-

geschrittenen, unheilbaren Magenkrebs. Er starb am 7. November 1961 in der Klinik Josefinum in München.

Rösch war ein Mann der Tat, der keine großen Worte machte, ein Mann mit einem unerschütterlichen Glauben, der sich im Dienst der Kirche an die Menschen weggab, ein Mann des Widerstands, der in seinem untrüglichen Gespür für Unrecht und Not immer dort seinen Platz sah, wo er Menschen beistehen konnte.

ANMERKUNGEN

- ¹ H. J. von Moltke, Briefe an Freya 1939–1945, hg. v. B. Ruhm von Oppen (München 1988) 468, vom 9. 4. 1943.
- ² L. Volk, Opposition gegen Hitler, in dieser Zs. 180 (1967) 57: „Das dem Lebensbild vorausgeschickte Zitat vom ‚stärksten Mann des Katholizismus in Deutschland‘ ist in seiner Unbedingtheit weder auf P. Rösch noch auf eine andere im Kirchenkampf hervorragende Persönlichkeit anwendbar.“
- ³ Augustin Rösch, Kampf gegen den Nationalsozialismus, hg. v. R. Bleistein (Frankfurt 1985); ders., Augustinus Rösch. Leben im Widerstand. Biographie u. Dokumente (Frankfurt 1998).
- ⁴ Am 24. 5. 1903 starb Adam Rösch (geb. am 14. 12. 1902), am 7. Juni 1903 starb Frieda Rösch (geb. am 29. 6. 1896).
- ⁵ Augustin Rösch. Kampf (A. 3) 461 f.
- ⁶ H. G. Hockerts, Die Sittlichkeitsprozesse gegen katholische Ordensangehörige u. Priester 1936/1937 (Mainz 1971).
- ⁷ Leitheft über den Jesuitenorden, in: Berichte des SD u. der Gestapo über Kirchen u. Kirchenvolk, hg. v. H. Bobe-rach (Mainz 1971) 242–273.
- ⁸ Ch. M. Förster, Der Harnierkreis (Paderborn 1995).
- ⁹ Bleistein, Augustinus Rösch. Leben im Widerstand (A. 3) 90.
- ¹⁰ Ebd. 112 (Entwurf vom 15. 11. 1941).
- ¹¹ Ebd. 113.
- ¹² Ebd. 115.
- ¹³ A. Leugers, Georg Angermaier (Mainz 1994).
- ¹⁴ A. Leugers, Gegen eine Mauer bischöflichen Schweigens. Der Ausschuss für Ordensangelegenheiten u. seine Wi-derstandskonzeption 1941 bis 1945 (Frankfurt 1996).
- ¹⁵ Dossier: Kreisauer Kreis, hg. v. R. Bleistein (Frankfurt 1987).
- ¹⁶ R. Bleistein, Die Menschenrechte im Kreisauer Kreis, in dieser Zs. 216 (1998) 723–734.
- ¹⁷ Bleistein, Augustinus Rösch. Leben im Widerstand (A. 3) 120 ff.
- ¹⁸ Leugers, Angermaier (A. 13) 108–112.
- ¹⁹ Bleistein, Augustinus Rösch. Leben im Widerstand (A. 3) 153–166.